Annas Ehe.

Roman von Ida Boy-Ed.

(14. Fortsetzung.)

Von neuem wurde er wütend auf sich, daß er Anna so hart freigewiesen. Er hätte sie zum Sprechen bringen müssen, um zu erfahren, was eigentlich vorgefallen sei...

So jämmerlich unzuverlässig hatte er sich ihr erwiesen — in einer Lage, in der sie auf den Freund ihrer Jugend rechnete — und vertrauend zu ihm kam, jagte er sie fort, weil ... ja, weil seine sündhafte Aufwallung ihn so entsetzte...

Wenn er es aber recht bedachte ... es ging ihn gar nichts an, was da vorgefallen war ... zwischen Eheleute soll man sich nicht stecken. Es war unrecht von Anna, über ihren Mann klagen zu wollen... Ja, es war doch gut, daß er sie fortgewiesen hatte...

Er stolperte — und darüber hielt er in seinem stetigen, raschen Lauf einen Augenblick inne.

Der Nachtwind strich ihm kühl an die Stirn.

Wolf schritt weiter, etwas langsamer, von neuen, noch schwereren Gedanken befangen.

Der Wald zu seiner Linken fand in der geheimnisvollen Unruhe der Nacht. Die Natur schläft niemals. Durch die Wipfel mit ihrem aufsprießenden Knospen ging der geschäftige Wind in rauschenden und knarrenden Bewegungen. Unten zwischen den Stämmen schien sich allerlei zu rühren, mit schleichenden Tritten, gleichmäßigem Atem, kurzen, gedämpften, unzusammenhängenden Lauten. Und es quoll ein würziger, starker Hauch aus dem Dunkel, so als ob die Luft förmlich die Mühe von Gerüchen. Das feuchte Moos durstete seinen erdigen Atem aus. Aber daneben roch es auch noch Waldmeister und jungem Laub.

Die ganze Frühlingskraft der jungen Pflanzen strömte schwelgerisch in Düften aus. Die Laute der Nacht, die aus dem verborgenen Leben des Waldes hervordrangen, waren wie die Einzelstimmen, die kurz und leise sich über der Unterströmung einer unendlichen gleichmäßigen Melodie erhoben.

Drüben, rechts in der Tiefe, rauschte das Meer in seiner ewigen Sisyphusarbeit gegen den Strand.

Die uferlose Weite, die dort in der Nacht aufjubelte, gab dem nächtlichen Wanderer ein seltsames, schauriges Gefühl.

Der Wald und seine Enge zwischen den Stämmen und die Finsternis darin mit all den tausend flüsternden, knirschenden Schleich- und Fall- und Rauschtönen, den kannte er — der war ihm vertraut ...

Aber dieses ungeheure Lach in der Nacht ... das weite, weite Meer, dessen Horizont man nur erriet, weil die Sterne da aufhörten ... diese Riesenfläche von Schwarzblau aus Wasser und Himmel — die kam ihm vor wie der Schlund der Unendlichkeit.

Wie viel Rätsel gibt es doch in der Natur, dachte er. Das sieht dann auch oft aus wie Unberechenbarkeiten.

So etwas Unerklärliches mußte auch in ihm vorgegangen sein. Der Mensch ist ja auch nur ein Sklave der Natur — ein ihr noch unterhaltenderes, weil vielseitigeres Stück Spielzeug als Stein und Pflanzen, ja selbst noch als das Tier...

Unser einer kann sich darüber den Kopf zerbrechen ... das ist es ... das macht es schwerer...

Nun kam er ins Freie. Am Gelände voraus, das sich erhob, lag das Dorf schlafend hingestreckt.

Der Doktor Schüler schläft natürlich auch schon! schoß es Wolf durch den Kopf. Und da erst, als er das dachte, kehrten seine Gedanken zu dem eigentlichen Grund dieser nächtlichen Wanderung zurück.

Das andere hatte ihn förmlich hypnotisiert ... das hatte gleich den Schreck über Annas Krankheit wieder verschlungen — diese entsetzliche Erkenntnis, daß man reinen Herzens dennoch eine unreine Flamme in sich aufglühen sehen kann...

Wie sonderbar, wie sehr erschreckend das doch war, diese plötzliche Erkrankung! Eine viertel Stunde oder höchstens eine halbe Stunde vorher war Anna noch bei ihm gewesen. Zwar ganz entsetzlich aufgeregt, aber doch gewiß nicht krank...

Wenn sie vor Aerger krank geworden wäre? Auch vor Aerger über ihn, der so rauh zu ihr gewesen war und auf ihre abenteuerlichen Reden nicht hatte eingehen wollen?

Aber das verwarf er, nachdem er sich einige Augenblicke reuevoll darüber gequält hatte.

Allerlei Streitereien, die er als Jüngling mit dem Backfisch Anna gehabt hatte, fielen ihm ein. Und obschon jene fernen Vorfälle gar keinen Maßstab abgeben konnten für das Heute, schloß Wolf doch daraus, daß Anna gar kein Talent habe, sich gleich krank zu ärgern. — Unbegreiflich!

Und weshalb hatte Graf Burchard ihm nicht einfach eine mündliche Bestellung mitgegeben?

Er war doch kein Kind. Er konnte sich doch auf sein Gedächtnis verlassen.

Eine Idee durchzuckte ihn ... er blieb plötzlich stehen. Vielleicht war Graf Burchard zu delikat gewesen, es ihm zu sagen...

Wenn erkrankten so junge Frauen zuweilen so plötzlich?...

Gewiß ... es handelte sich um eine vernichtete Hoffnung ... Anna hatte sicherlich einen ehelichen Zank gehabt mit ihrem Mann ... war vielleicht schon in großer nervöser Erregung — und das entschuldigte sie auch für ihren törichten Versuch, den Gatten durch ihr Fortgehen strafen zu wollen ... und dann war sie plötzlich erkrankt... Ja, so hing es zusammen! Er konnte sich vor Erschütterung kaum fassen... Ihm war, als begriffe er jetzt erst ganz, daß Anna die Frau eines anderen Mannes sei.

Die Hoffnung, die heute dahinstarb, konnte bald neu erblühen. Gewiß — eines Tages würde Anna ihrem Gatten ein Kind schenken ... Mutter werden...

Und ihm war, als wandelte ihre Gestalt fort aus dem Garten ihrer gemeinsamen Jugend — über eine tiefe Schlucht hinweg — drüben öffneten sich andere Gärten, und fremde Blumen blühten darin, die er, ihr Jugendgespiel, nicht gemeinsam mit ihr pflücken konnte.

Und unter dieser Vorstellung erlosch alle quälende Unruhe in ihm. Tränen standen in seinen Augen. Er fühlte es: er mußte und würde fertig werden mit dieser Leidenschaft, die ihn so jäh gepackt hatte. Wenn sie nur glücklich wird! dachte er nun. Und wenn diese Erkrankung nur nicht schlimm wird!

Fester schritt er aus.

Nun war er im Dorf.

Reihen so einer Anzahl von Wohnhäusern, die alle stumm, verschlossen, dunkel in der Nacht dalagen, schmeckt es immer wie eine Welle von Unheimlichkeit.

Am Tage scheint es, die Häuser haben sich traulich angebaut — eins die geselligen Nähe des anderen suchend. In der Nacht scheint es, die Furcht vor Unheil habe sie getrieben, sich nahe beieinander zu versammeln, damit sie Beistand fänden, wenn auf einen von ihnen der Schrecken eines Unglücks niederfällt.

Und vor jeder verschlossenen Tür hockt eine graue Gestalt — das Geheimnis des Hauses — und scheint mit großen Augen zu wachen und Fragen zugleich zu stellen und zu verbieten.

Wer weiß, wie viel Schuld und Unglück da überall wohnen?

Hell im Mondenschein lag das kleine Häuschen des Doktors. Auf den weißen Hausmünden kletterten die grünen Fensterläden wie Plakate. Das rote Ziegeldach war so klar beleuchtet, daß man die von Regen und Staub dunkleren Rillen zwischen den Rundungen der Dachsteine erkennen konnte.

Mit jener Deutlichkeit, mit der das Gedächtnis im Bedarfsfalle eine vordem als ganz gleichgültig halbüberhörte Kleinigkeit wieder aus seiner Tiefe hervorbringt, besann sich Wolf plötzlich, daß von der engen Bescheidenheit des „Doktorhäuschens" gesprochen worden war. Rechts von der Haustür eine Wohnstube und eine Studierstube, links ein Zimmerchen, die Küche und wieder ein Zimmerchen.

Er beschloß, an den ersten Fensterladen links zu pochen, einerlei, ob er damit den Vater oder die Tochter aus dem Schlaf weckte. Der Zufall führte seine Hand richtig. Der Mann drinnen, der über all seinen grambollen Grübeleien immer erst nach stundenlangen Umhermälzen Schlaf fand, machte sofort Licht. Wolf sah es. Die beiden kleinen Herzen, die als Oeffnung in die beiden Flügel des Ladens geschnitten waren, sahen mit einem Male nicht mehr schwarz aus, sondern so, als wären sie von Flittergold.

Nach wenig Augenblicken hörte er ein Geräusch an der Haustür. Sie öffnete sich leise. Doktor Schüler erschien auf der Schwelle, halb angekleidet, mit der Hand den Rock auf der Brust zusammenhaltend. Als er den großen, blondbärtigen Mann sah, dachte er erstaunt und erschreckt: Einer vom Schloß!

Denn er wußte zwar nicht, wer Wolf war, hatte ihn aber mit dem Grafen Burchard zusammen reiten sehen. Seine Tochter hatte ihm auch von allen Gästen erzählt. Er aber vergaß die Namen wieder. Jene ferne, fröhliche Welt ging ihn nichts an!

„Graf Geyer bittet, Sie möchten sofort kommen, die Gräfin ist krank", bestellte Wolf hastig, „hier ist ein Brief. Es steht darin, was ihr fehlt."

Die Gräfin krank? Und er sollte helfen? Man vertraute ihm? Noch dazu, wo es sich um die kostbarste Gesundheit handelte? Wenn er nur helfen könnte! Welche Aufregung. Seine Hände zitterten ein wenig, als er den Brief nahm.

„Wollen Sie nicht hereinkommen?"

„Danke", sagte Wolf, „ich gehe hier auf und ab. Machen Sie nur schnell!"

„Ja, ja..." Und Doktor Schüler war schon wieder in seinem Zimmer und zog sich an, mit der Raschheit, die er als Arzt gewohnt war... Das hatte er nicht verlernt...

Nun der Brief des Grafen. Wahrscheinlich unsichtbarerweise geschrieben, damit der Doktor gleich aus seiner Hausapotheke das Nötige mitbringen könnte...

Wenn es nur vorhanden war. Da er nicht mehr praktizierte, hatte er ja nur noch dies und jenes...

Er wurde bleich und hierr ... er hatte gelesen.

Verfolgte ihn denn ein Fluch? Sollte er denn zu Grunde gehen an diesem einen fürchterlichen Gift...

Diese junge, schöne frohlockende Frau, die auf den Gipfeln des Glücks einherzuschreiten schien, hatte sich den ihm ein Fläschchen Opium genommen!?

Das mußte damals geschehen sein, als sie ihren Arm von ihm untersuchen ließ...

War sie so unglücklich? Neben einem Mann wie Geyer? Unerklärlich. Oder hysterisch? Oder was war dies alles...

Aber man hatte sich an den rechten Helfer gewandt! Ja, er besaß das Mittel, das sie retten konnte, mußte — wenn man ihn rechtzeitig gerufen hatte ...

Es kam über ihn wie ein Rausch. Welche Verknüpfung des Schicksals! Er glaubte, tiefe, sinnvolle Zusammenhänge zu spüren... Es war ihm beschieden, ein Menschenleben zu retten. Und gerade aus den Krallen desselben Feindes, dem er einst ein anderes Leben fahrlässig überantwortet haben sollte.

Welch ein Ausgleich...

Nein — kein neuer Fluch war auf ihn gefallen...

Aus diesem Unglück gebar sich ihm vielleicht ein neues Dasein. Wenn er dem edlen Mann die geliebte Frau rettete... Welch unnennbare Freude! Er würde wieder Mut gewinnen, sich wieder zutrauen, an das Bett kranker Mitmenschen zu treten.

Das erschütterte ihn so, daß Tränen über seine Wangen liefen. — Gewiß, er würde sie retten!

Da in seinem Schränkchen stand ja das unfehlbare Gegengift... Schnell, nur schnell ... daß er nur Flügel hatte und keine Flügel...

Dennoch hatte er in seiner tiefen Gemütserschütterung ein oder zwei Minuten länger gebraucht, als dem Wartenden draußen erträglich schien.

„Doktor!" rief es von draußen mahnend.

„Ja — ich komme ... da bin ich!"

Er zog die Tür hinter sich zu. Und schnell, schweigend und schweratmend gingen die beiden Männer durch die Nacht.

Wolf tat keine Frage, keine einzige. Und der alte Mann verriet sich nicht, mit keinem Seufzer.

Ihr Zartgefühl schonte das Geheimnis, das Graf Burchard mit dem Brief zwischen ihnen errichtet hatte.

Der jüngere Mann war ganz fest in der Idee befangen, die ihm vorhin gekommen war, und er hätte es indiskret gefunden, darüber zu sprechen.

Doktor Schüler aber nahm von selbst an, daß Graf Burchard das Geheimnis seiner Frau zu bewahren wünschte ... die Kenntnis davon hätte der Phantasie aller Welt Tür und Tor geöffnet ... welche Schlüsse mußte man ziehen ... wie viel Unglück vermuten...

Ich werde sie ihm retten, dachte er inbrünstig.

• • •

Sophie Schüler schreckte auf. Sie hatte vielleicht seit einer halben Stunde erst in tiefem Schlaf gelegen.

Früh ging man in dem kleinen Haus zur Ruhe; denn man begann den arbeitsreichen Tag schon um sechs Uhr. Sophie war Abends dann müde, mehr noch von den Leiden als von den Arbeiten des Tages. Selbst mit allen Erregungen einer hoffnungslosen Liebe kämpfend, mußte sie ihre ganze Kraft auf die eine Aufgabe sammeln, den armen Vater fort und fort mutig zu erhalten.

Trost spenden, ist ein heiliges Amt. Mut zusprechen, eine schöne Aufgabe. Aber Jahr um Jahr, Tag für Tag immer Trost für immer die gleiche Qual finden, immer das ermutigende Wort für immer dieselben Zweifel — das war eine Riesenlast, die das Geschick auf das Gemüt des jungen Mädchens gelegt hatte. Oft dachte sie: Wie finde ich noch Worte? Wie noch Gründe? Aber die Barmherzigkeit und Kindestreue machten ihre Beredsamkeit schier unerschöpflich. Immer wieder fand sie ein gutes, tapferes Wort. Immer wieder richtete sich an ihr der Mann auf, den, mehr als das tragische Ereignis, die Berufslosigkeit aufrieb.

Er hatte keine Mittel zum Vergessen. Keine zum Gutmachen. Nach jenem Ereignis fehlte ihm eben die zähe Kraft, die sich auch gegen widrige Schicksalsströmungen behauptet. Er, der sich in tiefster Seele als ein Unschuldiger fühlte, hatte nicht die Stirn des Unschuldigen gehabt, kühn dem Gerede zu trotzen, bis es angesichts nützlicher Taten verstummte.

Das war der verkehrte Zug im Spiel seines Lebens gewesen. . .

Sophie dachte oft: Das ganze Geheimnis eines erfolgreichen Kampfes ums Dasein liegt vielleicht nur darin, daß man an sich selbst glaubt. Vater hat nicht an sich geglaubt.

Sie verstand diese Schwäche nur zu gut. Ihr eignes Wesen stand unter dem Druck einer fast unüberwindlichen Zaghaftigkeit. Sie fühlte, sie sei imstande, ihr ganzes Leben lang für den Geliebten zu dulden.

Aber ihn zu feigen, ihn nur zu ermutigen in dem Kampf um ihre endliche Vereinigung — dazu war sie nicht fähig.

Sie glaubte die Größe ihrer Liebe durch Entsagen zeigen zu müssen. Und als heute abend der Brief gekommen war, in dem Stephan ihr schrieb, daß seine Verwandten ihrer Heirat widerstrebten, da war ihr, als hätte nun alles Schwanken ein Ende.

Sie wollte ihm sein Wort zurückgeben. Nun ganz gewiß! Sie wollte nicht wie ein Bleigewicht an seine Laufbahn hängen.

Gerade da sie die letzte Hoffnung verlor, fühlte sie ganz, wie stark diese doch gewesen war. Ihr Herz hatte sich an seinen geheimsten Tiefen doch geklammert, Graf Burchard würde ihnen helfen, sich auf ihre Seite stellen, ihrer Verbindung kein „Nein" entgegensetzen.

Gewiß hatte Stephan recht: ohne den Einfluß der Gräfin Anna wäre alles anders gekommen. . .

Ach, sie fühlte es an jenem Nachmittag, da die junge Frau kam, um mit ihrem Vater zu konsultieren, ganz deutlich: Anna Geyer war ihr und ihrem Vater feindlich gesinnt!

Es weiche Herz von Sophie Schüler hatte nicht gemacht, zu hassen. Die Kraft, die der Haß fordert, lag nicht darin.

Sie verstand nur zu lieben und zu leiden. . .

Und doch — alles, was sich an Gefühlen, die von jenem dem Haß verwandt sein mochten, nur in ihr aufkommen ließ, sammelte sich und kehrte sich gegen die Frau.

Die Tränen, die um den Verlust des Geliebten flossen, bekamen bitteren Beigeschmack. Anstatt zu lindern, quälten sie, weil sich die Weinende nun nicht mehr bei dem Schicksal allein beklagte, sondern weil sie sich mit Vorwürfen gegen einen Menschen wandte.

Endlich aber, müde vom traurig erregenden Tag, der hinter ihr lag, ist sie doch eingeschlafen.

Und nun schreckte sie auf. Sie hatte dem Geräusch nach, dessen Nachhall in ihrem Ohr lag.

Es wurde ihr klar. Ganz gewiß. Es konnte nur das Zuklappen einer Tür gewesen sein. War ihr Vater da? Trieb ihn die Unruhe seiner Gedanken jetzt auch Nachts rastlos umher?

Sie machte Licht und zog sich rasch an — dabei fortwährend horchend. . .

Dem Ohr, das in das nächtliche Schweigen eines Hauses hineinhorcht, nehmen immer zahllose Geräusche, sich nicht voneinander sondern, sich bestimmen lassen. . . Es schien zu schleichen und zu schlurfen — es knisterte es und da krachte es. . . Durch den Flur huschten Schritte, und auf dem Boden polterten derbere Gestalten. . .

Sophiens Finger bebten. Auf die Fassungslose legte sich ein Gefühl furiger Angst. Die Hand zur Kerze gebogen, um das Licht, das die Kerze trug, zu schützen, trat sie auf den Flur.

Vor dem Schein des Lichtes verkroch sich auf einmal alle Lärmgeister. Stille und Stille webten in dem langen, länglichen Flur, und das Licht malte auf dem Ziegelfußboden einen orangefarbenen, bizarr geformten Fleck und an die Kalkwand den ungeheuren Schatten der gewölbten Hand.

Sophie horchte an ihres Vaters Tür. Dahinter war es stumm. — Es ist aber, als ob es verschiedene Grade des Schweigens gebe. Dieses ist nicht das Schweigen im Zimmer eines schlafenden Menschen. Es ist ein andres: ganz totes, kalt. . .

Sophie riß die Tür auf. Ihr Vater war fort.

Wirklich — ihn hatte die Unruhe nicht schlafen lassen?

Armster Mann!

Nun erst bemerkte sie, daß die Tür im Wohnzimmer nur angelehnt war und sie wußte gewiß, daß sie am Abend, wie immer, alle Türen verschlossen hatte.

War ihr Vater in sein Studierzimmer gegangen? Fing er nun an, auch Nachts zu lesen, zu forschen?

In tiefster Bekümmernis ging sie weiter — fast sicher, ihn an seinem Schreibtisch zu finden.

Auch das Studierzimmer leer?

Der Arzneischrank stand auf. . . Sophie sah es und erinnerte sich, daß er geschlossen gewesen war.

Das kam ihr die Idee, daß man ihren Vater vielleicht geholt habe. . . Mein Gott — möchte es etwas sein, wo es in seiner Macht liegt, zu helfen! dachte sie von ganzem Herzen, damit dem Erkrankten Gutes geschähe, und ihrem armen Vater auch. . .

Was war denn das — ein zerrissener Briefumschlag auf der Erde — ein Briefbogen auf dem Tisch unter dem Arzneischrank?

Wenige Zeilen — mit großen, eiligen Buchstaben hingeworfen. . . Und Sophie nahm das Blatt und las. . .

Den Schrei, der sich aus ihrer Brust herausdrängen wollte, erstickte das Entsetzen. . .

Anna Geyer hatte Gift genommen? Opium? Und es hier entwendet? Hier aus der kleinen Zahl von Fläschchen, die da auf dem Borde standen, eins genommen!

Aber das war ja gar kein Opium! Fromme Tochterliebe hatte betrogen — und dem armen Manne die Fläschchen mit einer Flüssigkeit von derselben Farbe gefüllt.

Einmal hatte er seitdem damit Versuche gemacht und, da er die Flüssigkeit nicht schmeckte und da sie geruchlos war, den Betrug nicht gemerkt. . . Sophie zitterte immer vor dem nächsten Mal und vor der Entdeckung.

Und nun war ihr Vater unterwegs, um Anna zu retten?. . . Nein, um sie zu töten!

Mit dem Gegengift. . .

Ach, das unglückliche Mädchen kannte zu genau all die Mittel, die versucht werden konnten, um einen Vergifteten zu retten — den Wirkungen des Opiums entgegenzuarbeiten.

Seit einigen Jahren hatte sie so viel darüber gehört und gelesen. . . Dieses düstere Wissen war ihr so vertraut geworden wie ein Abc. Sie wußte, daß man dem Vergifteten zunächst den Magen auspumpt. . .

Wenn eine Magenpumpe zur Stelle war. . . Das war sie nicht. Sophie wußte es genau. Ihr Vater war keineswegs mehr im Besitz aller ärztlichen Instrumente — er bedurfte ihrer ja gar nicht, er übte ja seinen Beruf nicht mehr aus. . .

Und wenn dieses Instrument nicht zur Hand war, oder wenn es zu seiner Anwendung zu spät, dann mußte dem Gefährdeten das Gegengift eingeflößt werden. . .

Atropin!

Furchtbar — furchtbar. . . Ihr Vater würde zum Mörder anstatt zum Retter werden.

In dem glühenden Verlangen, zu helfen — in der Gier, dem Tode ein Menschenleben abzujagen, würde er der Frau sofort das Atropin einflößen. . . und sie damit töten.

Das kostete zwei Menschenleben — keine Stunde würde er das Entsetzliche überleben. . .

Vielleicht war es schon geschehen . . . ein Schlaftrunkener kann die Zeit nicht messen. . . wie lange mochte es her sein, daß sie jenen dumpfen Ton vernommen, der vom Zuschlagen einer Tür herzurühren schien. . .

„Barmherziger Gott. . . laß mich noch zur rechten Zeit kommen. . ." Und sie rannte in die Nacht hinaus.

• •

Anna fuhr aus ihrem ohnmachtähnlichen Zustand empor.

Sie blickte in wilder Angst um sich.

„Anna. . . wie ist dir?" fragte der Mann und nahm ihre Hand.

Sie begegnete dem liebevollen Blick des Gatten — sie sah den unaussprechlichen Schmerz darin.

„Verzeih mir — verzeih mir. . ." stöhnte sie.

„Der Doktor wird gleich hier sein," sagte er verheißend.

„Ich schäme mich tot — vor ihm — vor allen — am meisten vor dir," brachte sie heraus.

„Denke jetzt nicht," bat er, „quäle dich nicht!"

Sie griff nach seiner Hand. „Ich muß leben," flehte sie ihn an, als wäre er der Herr über Tod und Leben. „Ich muß. Um gut zu machen. Was ich bis jetzt. . ."

Der eigne Jammer mischte sich ihm qualvoll mit der Barmherzigkeit für sie. . . Er sah, wie sie litt. — Ihre Seele wand sich — nicht nur in Furcht vor der düsteren Gewalt, die sie sich nahe glaubte — fast mehr noch in der Reue über ihre Torheiten.

„Meine Anna," sagte er tröstend.

„Laß mich! Du verachtest mich," stieß sie heraus, „du hast recht."

„Wie sollt' ich ein junges, werdendes Menschenkind verachten!"

„Ach — du bist so gut und groß. . ."

Wieder lag sie still. Wieder horchte sie in sich hinein.

Und da ihre Seele aus den Fugen war, da grauenhafte Angst ihr alle Sinne trübte, glaubte sie, in sich wahrzunehmen, was ihre Phantasie ihr vorspielte: die Wirkungen des Giftes, die kommen mußten, begannen nun. . .

Der Tod kam auf sie zugeschlichen — leise — langsam — mit unfehlbarer Sicherheit nahm er seinen Weg.

Wie schwer schon ihre Hände. . . . wie bleiern schon ihre Füße. . . welch Summen und Sausen im Kopf . .

Der ganze Körper wie gelähmt. .

„Burchard," flüsterte sie.

Er neigte sich über sie. . . Er nahm ihren Oberkörper in seine Arme . . . auf dem Bettrand neben ihr hockend. . .

Sie erlag der wahnwitzigen Angst . . .eine tiefe Ohnmacht umfing sie abermals . . . ihre Lippen wurden farblos, und auf der blauen Stirn erschien der kalte Schweiß . .

Mit Entsetzen sah der Mann die leichenhafte Farbe des Gesichtes — fühlte die Kälte der Hand.

Und gerade in diesem Augenblick trat Doktor Schüler in das Zimmer.

„Rasch," schrie Graf Burchard, „sie stirbt. . . Er ließ sie sanft auf ihr Kissen nieder.

Stumm vor Entsetzen trat der alte Mann über die Schwelle.

Eine große Stunde schlug für ihn. . . Er näherte sich dem Bett und erschrak . . . Einer Sterbenden gleich lag die junge Frau da.

Kam er zu spät? Barmherziger Gott — nur das nicht. . Nein, nur das nicht! Wenn sie nur noch imstande wäre, zu schlucken — wenn es nur noch möglich wäre, ihr das Atropin einzuflößen.

Er beugte sich über Anna. . . er nahm ihre Hand. . .

Er horchte auf den Herzschlag — fühlte den Puls . . . befühlte die Haut. . .hob das Augenlid . . .bewegte ihren Arm. . .

In atemloser Spannung folgte Graf Burchard seinem Tun. . .

Eine kurze, schreckliche Verwirrung bemächtigte sich des alten Mannes. . . Was war das? Sah er falsch? Fehlte ihm die Sicherheit? Nahm ihm die Gemütserschütterung den klaren Blick? Stand er hier als ein Pfuscher? Täuschte ihn seine Beobachtung? Wollte der schreckliche Unglaube an sein Können ihn übermannen? Hier, in diesem tödlich ernsten Augenblick?

Was er sah, waren nicht die Symptome einer Opiumvergiftung . . „Ich kann ihr kein Atropin geben" murmelte er vor sich hin.

„Warum nicht — o Gott — Doktor — kein feiges Besinnen — kein Zaudern — retten Sie mein Weib . . ." rief Graf Burchard. Eine entsetzliche Angst befiel ihn. Immer hatte er dagegen gestritten, wenn es hieß, Doktor Schüler sei infolge seines Unglücks nicht mehr ganz klar. Nun packte ihn die Furcht, es möge doch so sein.

Dann war keine Rettung für Anna von ihm zu erwarten. .

Feige zitternd, verwirrt würde er sie sterben lassen, anstatt ihr zu helfen.

„Ich beschwöre Sie! Das Gegengift! Das Gegengift!"

Aber dem alten Mann ward es hell, ganz hell.

Jede Angst wich von ihm — seine Vergangenheit war nicht mehr da — Er hatte hier zu bestimmen — er war der Arzt — ihm hatte man zu gehorchen.

Während er in seinen Beobachtungen und Untersuchungen fortfuhr, sprach er ab und zu ein rasches Wort dazwischen.

„Die Gräfin kann kein Opium genommen haben!"

„Sie hat es doch," rief Graf Burchard händeringend, „ich weiß es gewiß. Sie selbst hat es mir gestanden ein Fläschchen voll, das sie Ihnen entwendete."

Wieder eine Pause von Sekunden.

„Wo ist es? Zeigen Sie es!"

Wo war die kleine Phiole? Nicht auf dem Nachttisch . . nicht auf der Toilette. . nicht auf der Erde .

Sie war nicht zu finden.

Doktor Schüler verwendete keinen Blick von der starr und bleich daliegenden Frau. . . Jetzt hob sich ihre Brust. . . ein schwerer Atemzug kam herauf. . . Für ihres Gatten Ohr ein Stöhnen — vielleicht das des Todes.

„Das Gegengift!" Er schrie es heiser.

Aber unbeirrt fuhr der andre fort:

„Suchen Sie. . . ich muß das Fläschchen haben. . .sehen Sie im Papierkorb nach. . . im Kohlenkasten . . im Ofen . . "

Mit fiebernder Hast befolgte Graf Burchard die Befehle.

Der Papierkorb war ganz leer. Einen Kohlenkasten gab es nicht. Graf Burchard riß den Ofen auf.

Unter den toten Kohlen glomm eine leise Glut.

Und oben auf den Kohlen lag ein kleines Etwas. . . ein Reflex blitzte darauf, als das Licht der Lampe es beleuchtete. . .

Die Phiole.

„Hier", sagte der Mann mit bebender Stimme — „hier — glauben Sie es nun?. . ."

Doktor Schüler wurde leichenblaß.

Ja, dieses Fläschchen konnte er nur zu genau — ein paar seiner Geschwister standen in der Studierstube auf dem Borde.

Er nahm es. Es war sehr heiß — man konnte es kaum halten. . Und es war ganz und gar ausgetrocknet. In seinem Halse saß viel Asche.

Von seinem früheren Inhalt ließ sich nichts mehr feststellen — wenigstens nicht durch Geruch oder Geschmack.

Aber sagte nicht die Gestalt der kleinen Phiole alles?. . .

„Geben Sie nun das Gegengift!" befahl Graf Burchard drohend, „werden Sie nicht aus Feigheit und Bedenklichkeit zum Mörder meiner Frau!"

Der Mann starrte auf das Fläschchen in seiner Hand.

Dies war ein Beweis. Dies wollte alle Beobachtungen Lügen strafen.

Seine Wissenschaft sagte ihm: diese Frau kann kein Opium genommen haben. Die Phiole sagte: sie hat es doch genommen.

Seine Wissenschaft sagte: du wirst zum Mörder, wenn du der Frau das Gegengift gibst. Die Phiole sagte: du wirst zum Mörder, wenn du es ihr nicht gibst.

(Fortsetzung folgt.)